gesellschaftlichen Privilegien umfassen werde, welche sich heute für die Republik erklären, aber gleich bereit wären, gegen die aufstrebende Demokratie sich irgend einem Prätendenten zu unterwerfen.

Die Proclamation des Marschalls Blanco an die Cubaner, welche der Insel Autonomie unter spanischer Oberhoheit und den Insurgenten, welche die Waffen niederlegen, Verzeihen und Vergessen zusichert, hat zunächst nicht viel mehr als symptomatische Bedeutung. Sie bedeutet einen Wendepunct in der Geschichte des spanischen Verwaltungsregimes auf Cuba; ob auch einen Wendepunct in den Gesinnungen der Inselbevölkerung für das Mutterland, muß erst die Zukunft lehren. Vor zwei Jahren erlassen, würde eine solche Proclamation der aufrührerischen Bewegung höchst wahrscheinlich die Spitze abgebrochen haben, namentlich wenn man es damals nicht bei dem bloßen in Worten ausgedrückten Wohlwollen hätte bewenden lassen, sondern gleich zu entsprechenden Thaten, d. h. Regierungshandlungen, geschritten wäre. Inzwischen sind Ströme Blutes geflossen, immense materielle Werthe vernichtet, Spaniens Autorität ist auf ihren Tiefstand herabgedrückt und zwischen Cuba und der nordamerikanischen Union haben sich Beziehungen herausgebildet, deren Andenken in dem Herzen der Inselbevölkerung selbst dann noch fortleben wird, wenn es dem neuernannten spanischen Höchstcommandirenden gelungen sollte, einen modus vivendi zwischen Colonie und Mutterland auf autonomistischer Grundlage herbeizuführen. Vorerst wird man abwarten müssen, wie sich das Gros der Bevölkerung zu dem Entgegenkommen des Marschalls Blanco stellt. Dem Telegraphen zufolge, der aber jedenfalls mehr die Wünsche der Madrider Regierung als reelle Thatsachen widerspiegelt, hätte das versöhnliche Auftreten des Marschalls auf die öffentliche Meinung Cubas einen vortrefflichen Eindruck hervorgebracht, insbesondere die Herzen der autonomistisch gestimmten Elemente gleichsam im Fluge gewonnen. Gemüthsaufwallungen sind bei südlichen Völkern nichts Außergewöhnliches, das Temperament drängt gebieterisch zu solchen. Der hinkende Bote aber pflegt nur zu oft hinterdrein zu kommen. So könnte es auch hier sein, wenn es erst gilt, die allgemeinen Friedens- und Freundschaftsversicherungen des Marschalls in staats- und verfassungsrechtliche Normen zu überführen. Die zahlreichen Parteigänger und Nutznießer des bisherigen spanischen Colonialregimes werden sich schwerlich mit einer ehrlichen Probe des autonomistischen Systems befreunden, sondern all ihren Einfluß dahin aufbieten, daß in die neue Form genau des alten Inhalts hinübergerettet werde, um für die Altspanier noch so viel als möglich Sinecuren und sonstige Zuwendungen aus den Mitteln der Colonie zu sichern, was die Cubaner sich natürlich nicht werden bieten lassen.

Wie die „Times" aus Söul meldeten, hat der russische Gesandte die koreanische Regierung gezwungen, den englischen Finanzrath und Generalcommissar der Seezollämter zu entlassen und ihn durch einen Russen zu ersetzen. — Rußland scheint also zur Zeit in Korea wieder obenauf zu sein. Das wird auch durch die Mittheilungen bestätigt, welche russische Blätter neuerdings über die russischen Instructionen der Vereinigten Armee bringen; so heißt es in einer Zuschrift an die „Pet. Wed.":

Anfang October 1895 traf der Oberst Putjata mit zwei Officieren und zehn Unterofficieren in Söul ein und ging sogleich an die ihm aufgetragene Arbeit. Aus den fünf in Söul befindlichen, von den Japanern eingerichteten koreanischen Bataillonen wurden 1000 Mann ausgewählt, aus welchen der Oberst ein nach russischem Muster formirtes, aus fünf Compagnien bestehendes Bataillon bildete. Alle Officierstellen des Bataillons wurden durch Koreaner besetzt, während die russischen Chargen nicht dem Bataillon zugezählt wurden, sondern ausschließlich die Rolle von Instructoren ausfüllten. Andererseits sind die russischen Officiere nicht der koreanischen militairischen Obrigkeit untergeordnet, sondern direct dem koreanischen Kriegsminister. Dieser Modus, der sich von den durch englische, französische und deutsche Instructoren in China und Korea gehandhabten Methoden wesentlich unterscheidet, hat dem Gewährsmanne der „Pet. Wed." zufolge glänzende Resultate geliefert. Der Ausbildungscursus begann am 20. October 1896, und nach drei Wochen wurden den Truppen bereits die Verdangewehre eingehändigt. Die Einzelausbildung, die Gymnastik, die Gewehrgriffe, das Auseinandernehmen und Zusammensetzen der Gewehrtheile, das Schießen mit Schnellfeuergewehren, — das Alles wurde genau nach russischem Reglement durchgeführt. . . . „Dieser erfolgreiche Anfang der Ausbildung des koreanischen Heeres", schließt der Brief, „beweist, daß die Sache weiter ausgedehnt werden kann, natürlich in den Grenzen, welche durch die finanziellen Mittel des Königreichs gezogen sind. Eine solche Erweiterung der russischen instructorischen Thätigkeit würde viel dazu beitragen, die Unabhängigkeit Koreas zu garantiren, und würde beiden Ländern Nutzen bringen. Deshalb ist es sehr erfreulich zu hören, daß im August eine weitere Partie russischer Instructoren aus Wladiwostok in Söul eingetroffen ist und die Ausbildung der übrigen Truppentheile der dortigen Garnison übernommen hat".

Die Anstrengungen Rußlands, in Korea die Oberhand zu bekommen und dauernd zu behalten, sind in erster Linie auf die immer größeren Maßstab annehmenden militairischen Neuorganisationen in Japan zurückzuführen, von denen man in Petersburg annimmt, daß sie direct gegen Rußland gerichtet seien.

Deutsches Reich.

* **Berlin**, 2. November. Sie sind Alle eines Geistes Kinder, ob sie Polen oder Tschechen heißen, ob sie vom Osten oder Südosten ihren Einzug in Deutschland halten. Gleiche Interessen verbinden die slawischen Einwanderer, sobald sie auf deutschem Boden in Berührung kommen; immer vorwärts mit der Parole: „Kampf den Deutschen." Ein helles Licht auf die Beziehungen der preußischen Polen und Tschechen werfen die Berichte, die ein „Großpole" aus Posen an das Prager Jungtschechenblatt „Narodni Listy" schickt. Die „Allg. Ztg." theilt folgende Hauptstellen aus dem neuesten Briefe vom 27. v. M. mit:

Es sind bereits einige Fälle bekannt geworden, daß die Preußen aus Oberschlesien Tschechen ausweisen, und zwar deswegen, damit diese tschechischen Brüder mit ihrem slawischen Geiste die unter preußischer Herrschaft lebenden Polen nicht anstecken und so ihre Germanisirung hindern. Aus Ratibor wurde soeben ein vermögender, moralisch und ruhig lebender Tschecke ausgewiesen, und als er sich mit einer Berufung an die Oberbehörden wandte, wurde ihm amtlich mitgetheilt, daß er aus Ratibor und dem Königreich Preußen auf Grund einer geheimen Verordnung des Ministeriums des Innern ausgewiesen sei. Damit ist die Thatsache erhärtet, daß die Berliner Regierung euch Tschechen als gefährliche Gegner des Pangermanismus und des preußischen Dranges nach Osten betrachtet und daß sie gegen euch als ihre hauptsächlichsten Feinde aufzutreten beabsichtigt.

So schreibt der preußische „Großpole" an das Tschechenblatt; und dieses läßt als Gegenleistung folgende Aeußerung vom Stapel:

„Wir hoffen, daß das Schicksal der Polen im deutschen Reiche, welches bei uns Tschechen so tiefe Theilnahme erweckt, wie unser eigenes Geschick, schließlich nicht ohne Wirkung bleiben wird auf die Anschauungen der polnischen Politiker in Oesterreich darüber, welche auswärtige Politik dieser Staat verfolgen müßte, damit dieselbe mit den Ansichten der Mehrheit der Bevölkerung, welche die Slawen bilden, im Einklang stehe."

Man erkennt aus der letzteren Auslassung wieder einmal, was ein Sieg des Slawenthums in Oesterreich für das deutsche Reich bedeuten würde.

* **Berlin**, 2. November. In einem Aufsatz über die Vorgeschichte der Flotte theilt die „Marine-Rundschau" mit: Mittlerweile hatten sowohl der Vorausgang des Jade-Vertrages wie die Erörterungen über eine etwaige Seevertheidigung in möglichen Eventualitäten den König (Friedrich Wilhelm IV.) veranlaßt, von der Admiralität eine neue Denkschrift über eine Erweiterung der Marine einzufordern; eine solche wurde Seiner Majestät vom Prinzen Adalbert unterm 17. December 1854 vorgelegt und bezog sich im Wesentlichen auf die durch den Jade-Vertrag seitens Preußens übernommenen Verpflichtungen. „Der Zweck einer preußischen Marine", so hieß es da, „ist die Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit Preußens und Oldenburgs auf den Meeren, welche die Küsten dieser beiden Länder bespülen, und Wahrung ihrer maritimen Interessen; sodann den preußischen und oldenburgischen Seehandel auch auf entfernten Meeren zu schützen, die Binnengewässer Preußens zu vertheidigen und die Operationen der Landarmee längs der Küste durch entsprechenden Flankenschutz zu unterstützen; die Transportmittel für überseeische Operationen der Landarmee zu gewähren; die Machtstellung und den politischen Einfluß Preußens im Allgemeinen zu erhalten und zu erweitern." „Dann seien" — so hieß es weiter — „unter Berücksichtigung der in Betracht kommenden gegnerischen Flotten erforderlich:

9 Schrauben-Linienschiffe von je 90 Kanonen, wovon sechs im Wasser und drei auf Stapel, letztere durchschnittlich etwa zu drei Viertel vollendet,
3 Schrauben-Fregatten von je 40 Kanonen,
6 Schrauben-Corvetten von je 24 Kanonen,
3 Dampf-Avisos,
35 Kanonenschaluppen à 2 Kanonen,
6 Kanonenjollen à 1 Kanone
und einige Uebungsfahrzeuge."

Die Aufführung der Schaluppen und Jollen auch in dieser neuen Denkschrift war entschieden nur ein pietätvolles Zugeständniß an das beneficium inventarii, da sonst Niemand an etwas Anderes als ein Austerben derselben dachte; und doch sollten diese Fahrzeuge Mangels der Erfüllung obiger Wünsche noch eine Kriegsindienststellung erleben. In der Begründung der Denkschrift wurde zur Geltung gebracht, daß eine Seemacht, die kein rangirtes Gefecht mit Aussicht auf Erfolg durchführen könne, selbst in den europäischen Gewässern keinerlei Bedeutung zu beanspruchen habe. In der Ost- und Nordsee würde es auch einer Flotte bei der beschränkten Ausdehnung dieser Gewässer nicht einmal möglich sein, einem solchen rangirten Gefecht auszuweichen, falls sie sich nicht mit Hintansetzung ihres Hauptzweckes und mit Preisgebung des gesammten Küstengebietes hinter unangreifbare Festungswerke zurückziehen könne oder wolle. „Darum" — so heißt es da — „besitzen

Rußland in der Ostsee	27	Linienschiffe,
Schweden und Norwegen	10	„
Dänemark	6	„
die Niederlande	5	„
England	88	„

Also vor 43 Jahren stand Prinz Adalbert bezüglich der kleinen preußischen Flotte hinsichtlich der von ihr zu erfüllenden Aufgaben genau auf dem Standpuncte, den heute nach bald einem halben Jahrhundert die Marine-Verwaltung des deutschen Reiches einnimmt. — Wie freudig, meinen die „Berl. N. N.", würde die damalige Demokratie die Mittel für diese Zwecke bewilligt haben, wenn Preußen eine Regierung besessen hätte, die das Verständniß und den Muth hatte, solche Mittel zu fordern!

— Nach der Audienz beim Kaiser wurde der italienische Botschafter Graf Lanza, der die Geschäfte der Botschaft wieder übernommen hat, zur kaiserlichen Frühstückstafel geladen.

— Die „D. Postztg." theilt mit, daß ihre Meldung, der Geh. Oberpostrath Henne habe um seine Versetzung in den Ruhestand nachgesucht, vom Reichspostamt für erfunden erklärt werde. Die „D. Postztg." bemerkt hierzu: „Die Mittheilung ist wahrscheinlich ebenso gut erfunden, wie z. B. die Nachrichten über die Versetzung des Unterstaatssecretairs Dr. Fischer in den Ruhestand und über die Einberufung einer Postconferenz, die um formaler Gründe willen ebenfalls dementirt wurden. Officiöse Dementis sind seit langer Zeit im Curse sehr gesunken!"

— Zu Ehren der vor drei Jahren erfolgten Thronbesteigung des Kaisers Nicolaus II. fand heute in der Capelle der russischen Botschaft ein Tedeum statt, dem das Personal der Botschaft und zahlreiche hier lebende Russen beiwohnten.

— Ein Entwurf, betreffend den Strafproceß und die Strafvollstreckung bei den Schutztruppen, ist laut den „Berl. N. N." in den letzten Wochen ausgearbeitet worden.

— Der Minister der öffentlichen Arbeiten hat abermals einen Erlaß ergehen lassen, um den Beamten die sorgfältige Befestigung von Koppelstangenhaltern einzuschärfen. Bekanntlich wurde vor einiger Zeit das Eisenbahnunglück von Eschede durch die Verbiegung einer Schiene herbeigeführt, die in Folge der Lösung einer Koppelstange bei einem vorausgefahrenen Güterzuge eingetreten war.

— Einer Andeutung gegenüber, daß der nationalliberale Reichstagsabgeordnete des Wahlkreises Husum-Tondern Feddersen sich vielleicht doch noch entschließen werde, bei der nächsten Reichstagswahl wieder zu candidiren, erklärt er in einer Zuschrift an die „Nordostseeztg.", daß dies ausgeschlossen sei. Zugleich empfiehlt er als seinen Nachfolger den Hofbesitzer Joh. Tönnies bei Garding, der in einer national-liberalen Wählerversammlung demnächst als Wahlcandidat aufgestellt werden soll.

— Im Wahlkreise Witzenhausen-Eschwege-Schmalkalden haben einige Antisemiten den Pfarrer Ickraut als Reichstagscandidaten aufgestellt. Ein Theil der Antisemiten will aber von dieser Candidatur nichts wissen und beabsichtigt, Herrn Ickraut eine zweite antisemitische Candidatur gegenüberzustellen.

— Eine socialdemokratische Frauenversammlung beschloß gestern, wie die „Voss. Z." berichtet, nach einem Vortrage des Stadtverordneten Singer für die bevorstehenden Stadtverordnetenwahlen die Wahlbewegung nach Kräften zu betreiben und sich am Wahltage selbst durch Heranholung säumiger Wähler nützlich zu machen.

— Nach längerer Pause hielt Ahlwardt gestern Abend hier eine seiner Volksversammlungen gegen Entrée ab, die sich eines außerordentlich starken Besuches erfreute. Er theilte mit, daß er seine Agitationstour unterbrochen habe und nach Berlin geeilt sei, um seine und seiner Familie Ehre zu retten. Sein Leben sei makellos, er habe nur bisweilen Schulden gemacht, und sein Amt habe er der antisemitischen Sache zu Liebe niedergelegt. Er müsse doch in den Abgrund springen, um das deutsche Volk vor der Aussaugung durch das Judenthum zu retten. Wegen der Judenflinten sei ihm der Proceß gemacht worden, statt ihm einen Orden zu geben. Aber in Hörden können jetzt ganze Wagenladungen zerbrochener Flinten aus der Löwe'schen Fabrik an, die nicht mehr tauglich seien und eingeschmolzen würden. (?) Durch die Bosheit der jüdischen Blätter sei er zu einer lächerlichen Figur gestempelt worden. Als Politiker nehme man ihn nicht mehr ernst. Jetzt kehre sich die jüdische Niedertracht gegen seine Frau und Tochter, die man zu Diebinnen stempele. Es handele sich hier um eine öffentliche Angelegenheit, und er werde daher gegen alle Blätter, die den Bericht aufgenommen haben, Strafantrag wegen öffentlicher Beleidigung stellen. Er wolle doch sehen, ob die Ehre eines Reichstagsabgeordneten von der Staatsanwaltschaft niedriger eingeschätzt werde, als die Ehre eines Hofmarschalls oder eines jüdischen Flintenfabrikanten. Morgen werde er nach Hagen gehen, um den Wahlkreis Eugen Richter's für den Antisemitismus zu gewinnen.

— Der in letzter Zeit vielfach genannte Landrath des Kreises Zauch-Belzig, Geheimer Regierungsrath v. Stülpnagel, wird nach der „Kreuzzeitung" erst am 1. April nächsten Jahres endgiltig von seinem Posten zurücktreten, jedoch bereits vom 1. Januar mit Rücksicht auf die Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses, dem er angehört, beurlaubt sein.

— Der Tod des Rittergutsbesitzers v. Knebel-Döberitz, der am 31. October einer Operation in Breslau erlegen ist, bedeutet für die preußische conservative Partei einen schweren Verlust, denn er war der Mehrzahl ihrer jetzigen Wortführer an geistiger Bedeutung weit überlegen. Vor Allem hatte er sich angelegen sein lassen, in seiner pommerschen Heimath das Genossenschaftswesen, namentlich für den landwirthschaftlichen Betrieb, aufs Kräftigste zu fördern. Er hat hier zum Theil Mustergiltiges geschaffen und bahnbrechend gewirkt.

— Dem Wirklichen Geheimen Admiralitätsrath und Abtheilungs-Vorstande im Reichs-Marineamt Chef-Constructeur der Marine Professor Dietrich wurde der Stern zum Königlichen Kronen-Orden zweiter Classe verliehen.

* **Memel**, 1. November. Die Fortification Memel wird am 15. ds. aufgelöst.

* **Aus Ostpreußen**, 1. November. Zur Bernsteinfrage wird in einer Zuschrift der „Erml. Ztg." aus Königsberg i. Pr. mitgetheilt, daß die Regierung den Pachtvertrag mit Herrn Becker bis jetzt nicht gekündigt habe, und somit der Vertrag für das nächste Jahr bestehen bleibe.

* **Graudenz**, 2. November. Der von uns im Auszuge mitgetheilte, friedetriefende Hirtenbrief des Erzbischofs v. Stablewski erhält im Graudenz. „Ges." folgenden Commentar: „Die Landsleute und Glaubensgenossen des Herrn Erzbischofs Dr. v. Stablewski sollten die Mahnung ihres Hirten nur recht beherzigen. Der „nationale Egoismus" der Polen ist allerdings „bis zum höchsten Gipfel" gestiegen. Wo früher Männer deutscher und polnischer Abkunft z. B. in Vereinen friedlich mit einander verkehrten, ist der Geist der Zwietracht durch polnische Wühler hineingetragen worden. Bisher ruhige und verständige Bürger und Bauern polnischer Abkunft sind von nationalpolnischen Agitatoren, von denen sicherlich obendrein gar Viele lediglich ihr persönliches Interesse als Hauptrichtschnur ihrer Handlungsweise gelten lassen, aufgehetzt worden. Der „heidnische Geist der Absonderung" hat gerade diejenigen polnischen Bevölkerungsschichten ergriffen, welche von den Hohenzollern aus Sclavenelend, aus der Knechtschaft, worin Klerus und Schlachzizenthum die „kleinen Leute" hielt, errettet und erlöst worden sind. Von gewissenlosen Agitatoren werden Bürger und Bauern polnischer Abkunft durch die Lüge in Erregung versetzt, daß die Muttersprache und Religion ihnen genommen werden sollen von den Deutschen und Protestanten. In unserem Osten, der deutscher Culturarbeit sein Bestes verdankt, haben sich — und zwar gerade häufig unter der Führung eines Klerus, zu dessen Obersten doch der Erzbischof von Gnesen-Posen gehört, — die Polen in Vereinigungen und Cliquen abgesondert, deren deutschfeindliche Gesinnung keinem Zweifel unterliegt. Sogar bei den Werken der Wohlthätigkeit und Nächstenliebe lehnen die Polen die Berührung und das Zusammenarbeiten mit den Deutschen ab. Wenn man diese traurigen Zustände in Betracht zieht, wird man die Mahnung des Erzbischofs von Posen-Gnesen zwar für lobenswerth halten, aber ihre praktische Bedeutung kaum überschätzen."

* **Elberfeld**, 2. November. In der gegen den Pfarrer Thümmel anhängigen Strafsache wegen Beleidigung des Landgerichtsdirectors und Ersten Staatsanwalts zu Hagen, in der im Juli dieses Jahres Vertagung behufs Vernehmung des vom Angeklagten als Zeugen benannten Justizministers Schönstedt beschlossen wurde, wird nunmehr am 11. November vor der hiesigen Strafkammer die Hauptverhandlung stattfinden. (Köln. Z.)

bl. **Aus dem Fürstenthum Reuß j. L.**, 2. November. Das Ministerium beabsichtigt, das jetzt geltende Einkommensteuergesetz vom 16. Juni 1890 abzuändern und es nach denen Preußens und Sachsens umzugestalten. Nach dem z. Zt. dem Bezirks-Ausschuß vorliegenden Entwurfe sollen die drei untersten Stufen — jetzt die zwei untersten — von der Besteuerung des Einkommens ganz frei bleiben. Die Einkommen bis zu 11 000 ℳ sollen auch ferner den bisherigen Steuersätzen unterliegen, während die von da an größeren eine mäßige Steuererhöhung erfahren sollen und zwar dergestalt, daß das durch das Freibleiben der drei untersten Stufen entstehende Minus — etwa 3500 ℳ — durch die Erhöhung gedeckt wird. Außerdem sollen auch die 4. und 5. Stufe um je 10 Pfge. niedriger besteuert werden; auch dieses Minus soll durch die Erhöhung ausgeglichen werden. Die drei untersten Steuerstufen umfassen ca. ein Drittel der gesammten Steuerzahler unseres Landes. Während jetzt die Reclamationen in Steuersachen durch die Bezirksausschüsse erledigt wurden, schlägt der Entwurf vor, sie durch eine ständige drei- bis viergliedrige Commission erledigen zu lassen, für deren Mitglieder eine jährliche Entschädigung in Höhe von 6—700 ℳ vorgesehen ist. Die Aenderung wird damit begründet, daß durch die Bezirks-

---

durch's offene Fenster schweifte, wie er bei jedem Geräusch aufhorchte und auf die Fragen des Doctors verwirrte Antworten gab.

„Doctor, hören Sie nicht Pferdegetrappel und Räderrollen?" rief er plötzlich in fieberhafter Erregung und versuchte sich aufzurichten.

„In der Ferne, ja", gab der Doctor zu.

„Es kommt näher", fuhr der Kranke fort. Sein bleiches Gesicht röthete sich, seine Augen strahlten vor innerer Freude.

„Erwarten Sie Jemand?"

Auf diese Frage des Arztes versetzte der Müllersohn mit seltsam bewegter Stimme: „Erwarten kann ich es nicht, wenn es aber doch käme, dieses Glück, dann würde ich es als eine Gunst des Himmels betrachten und all mein Lebtag dafür dankbar sein."

Kaum war diese seltsame Rede seinen Lippen entschlüpft, so blickte er sich scheu um, ob kein Unberufener ihn gehört habe; nachdem er sich hiervon überzeugt, lauschte er wieder mit angehaltenem Athem, bis das Geräusch, welches ihn so in Aufregung versetzte, deutlich vernehmbar wurde.

„Sie ist's", jubelte er. „Sie kommt zu mir, ich kenne den Hufschlag ihrer Ponies."

Doctor Franz beobachtete seinen Patienten mit Besorgniß. Er war auch Seelenarzt, und die Symptome krankhafter, psychischer Zustände beunruhigten ihn mehr als das körperliche Leiden des jungen Mannes. Der wunde Kopf wurde wieder heil, ob aber das wunde Herz noch heilbar sei, darüber machte er sich ernste Gedanken. Er war auch weniger erstaunt als erbittert, sobald er Melanie Monhardt mit ihrer Ponyequipage in den Hof einlenken sah. Sie war die Unheilflüsterin, darüber hegte der Doctor nicht den leisesten Zweifel, denn außer ihr war weit und breit kein weibliches Wesen so berückend und so gewissenlos, um die redlichste Männerseele zum Spielball zu erwählen und den klaren Kopf so zu verwirren, daß er die verderblichen Folgen dieser Leidenschaft nicht mehr in Betracht zog, vielmehr dem Verhängniß Trotz bot.

Melanie lehnte in reizender Toilette in den Polstern des eleganten Gefährtes, sie warf ihrem Groom die Zügel zu, nachdem dieser behend vom Rücksitz gesprungen war, um der Herrin beim Aussteigen behilflich zu sein. Mehr noch als der Doctor war Lieschen über diesen unerwarteten Besuch erzürnt und zugleich erschreckt.

„Sie soll nicht herein", erklärte sie mit einer Entschiedenheit, die ihr sonst völlig fremd war. „Ich gehe ihr entgegen und führe sie eine Stiege höher ins gute Zimmer."

„Wo ist Ihr Vater?" fragte der Doctor.

„Auf dem Felde", antwortete Lieschen. „Oh, daß er hier wäre!" Sie wollte eilen, das Krankenzimmer zu verlassen, wurde aber durch ein Machtwort ihres Bruders an die Stelle gebannt.

„Du bleibst hier", rief er gebieterisch, „oder wir zwei sind miteinander fertig. Sie soll herein, ich will den Sonnenschein genießen, den sie mir bringt, ich will sie sehen."

„Sie ist schon da, mein lieber Herr Sturm, und läßt sich von Niemand wehren, hier einzutreten. Ich komme ja nur, um Ihre Verzeihung zu erflehen für das Ungemach, das Ihnen durch die große Ungeschicklichkeit unserer Leute bereitet wurde", so flötete Melanie Monhardt. Ihre süßen Worte waren von noch süßeren Blicken begleitet, Hans starrte sie an, wie ein Gebilde aus Himmelshöhen. Sie schob das verblüffte Lieschen, welches immer noch daran dachte, ihr weiteres Vordringen zu verhindern, mit einem langgezogenen „Pardon" zur Seite, nahm vom Doctor, der am Kopfende des Bettes stand, wenig Notiz, sondern streckte ungenirt dem Kranken ihre behandschuhte Rechte hin, die dieser mit Inbrunst ergriff und lange festhielt. Ungenirt nahm die Dame auf einem Stuhle neben dem Krankenlager Platz und begann anmuthig zu plaudern: „Und nicht wahr, mein bester Herr Hans, Sie wenigstens zürnen uns nicht? Sie nehmen unsere Bitte um Entschuldigung gütigst auf und befürworten das Anerbieten, welches Papa Ihrem Herrn Vater wegen Schadenersatz zu machen gedenkt. Sie thun es, Sie sind nicht grausam. O, Sie ahnen nicht, wie mich die Kunde von dem Unfall erschreckte — wie ich dabei gelitten habe. Bedauern Sie mich, ich habe gestern einen entsetzlichen Abend erlebt. Das schwere Leiden Papas mitansehen zu müssen — wir fürchteten für sein Leben — denken Sie sich meine Angst. — Ich war heute Morgen ganz erschöpft —"

„Und gnädiges Fräulein sind doch zu mir gekommen", stotterte Hans, seine Gefühle kaum bemeisternd. „Wie gütig, wie liebenswürdig. Eine so große Gunst konnte ich nicht erwarten."

„Was denken Sie von mir?" fiel sie ihm in die Rede. „Ich sollte Sie nicht besuchen? Gestern Abend wollte ich sofort nach Empfang der Nachricht herübereilen, man hat mich energisch zurückgehalten."

Die liebestrahlenden Blicke des jungen Mannes zeugten von dem Erfolg, den die Sirene erzielte. Ein triumphirendes Lächeln kräuselte ihre Lippen.

„Da waren Sie wohl gestern Abend schon unterwegs", hub Doctor Franz in geringschätzigem Tone an: „So zwischen 9 und 10 Uhr, als ich Sie in Begleitung Ihres Inspectors nach dem Kapellenhügel zu wandeln sah."

„Sie haben sich geirrt, Doctor", fuhr Hans auf.

Einen Moment zuckte es wie Erschrecken über Melanie's wunderschönes Gesicht, dann spiegelte sich Schüchternheit und Beschämung so täuschend darin ab, daß selbst ein erfahrener Menschenkenner dadurch irregeführt werden konnte.

„Denken Sie nicht schlimm von mir, liebster, bester Herr Sturm", bat sie, den Doctor völlig ignorirend. „Ich will es nur gestehen, ich war in meiner Aufregung und Angst sehr unbedacht. Ich konnte keine Ruhe finden, wollte, mußte wissen, wie es Ihnen geht und ging spät am Abend noch von Hause fort, um mich nach der Mühle zu begeben. Der Weg durch den Park ist jedenfalls der einsamste, ich hatte keine Begegnung zu fürchten, darum wählte ich denselben. Meine gestrenge Frau Mama entdeckte meine Abwesenheit zu bald, sie ahnte meine Absicht und schickte mir den Inspector nach, mich zurückzuholen."

„Er scheint Mühe damit gehabt zu haben", höhnte der Doctor, „denn ich sah, wie er sie fest umschlungen hielt. Sie lehnten den Kopf an seine Schulter."

Die geriebene Weltdame war über solch geringschätzige Reden höchlich erbost.

„Da muß ich denn doch sehr bitten", versetzte sie hochmüthig, „daß Ihre Phantasie mir keine Streiche spielt. Sie haben nicht recht gesehen. Der Herr Inspector wird Ihnen den Vorgang wahrheitsgetreu auseinandersetzen, ich aber verwahre mich gegen derartige Beschuldigungen."

„Schon recht", entgegnete Franz mit eisiger Ruhe. „Ihr Herr Inspector kennt mich und ich kenne ihn. Er weiß genau, wie ich von seiner Wahrheitsliebe denke und wird sich vermuthlich nicht übermäßig bei der Sache echauffiren."

Melanie empfand, trotz ihrer bewährten Unverfrorenheit dem rücksichtslosen Manne gegenüber, ein gewisses Unbehagen; sie bemühte sich, das Gespräch in andere Bahnen zu lenken.

„Aber mein armer Herr Hans, was haben Sie? Ihr Gesicht ist geröthet, Ihre Augen funkeln, Sie werden doch kein Fieber bekommen? Fühlen Sie sich recht leidend?" so wandte sie sich an ihr auserlesenes Opfer, Theilnahme und Besorgniß heuchelnd.

„Ich habe mich noch niemals wohler und glücklicher gefühlt als im gegenwärtigen Augenblick", versicherte er.

„Das ist Recht. Das freut mich, lieber Herr Hans. Sie gestatten doch, daß ich Sie bei Ihrem Vornamen nenne. Ich liebe den Sturm nicht, aber den Hans habe ich gern."

Dabei lächelte sie so verführerisch, daß auch ein erfahrenerer Mann als der junge Sturm davon hätte bethört werden können. Zwischen den frischen Lippen blinkten zwei Reihen tadelloser Zähne, in den Wangen zeigten sich Grübchen; die mandelförmig geschnittenen blauen Augen blickten schmachtend, leicht hoben und senkten sich die feinen Nasenflügel, ein Zeichen innerer Erregung. Die Stirne, von aschblonden Locken umspielt, imponirte durch classisch schöne Form und blendende Weiße. Ein Spiel der Natur ließ den herrlichen Teint durch scharf gezeichnete dunkle Brauen noch mehr hervortreten. Dieser wundervolle Kopf saß auf schlankem Halse, dessen graciöse Biegungen mit den runden weichen Bewegungen der tadellosen Gestalt harmonirten. Der junge Mann starrte das schöne Weib an, er sah nur sie und lauschte ihrer verlockenden Stimme, was ihn noch außerdem umgab, war nicht für ihn vorhanden.

„Ich darf doch noch ein paar Augenblicke dableiben, lieber Hans?" Bei den letzten Worten schien sie zu erschrecken; sie gab sich einen leichten Schlag mit dem Fächer auf den Mund.

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.